

ESSLINGER

Frauen

MITTENDRIN

IM 20. JAHRHUNDERT



STADT ESSLINGEN AM NECKAR
FRAUENBEAUFTRAGTE

Das gerade zu Ende gegangene 20. Jahrhundert ist dieses Mal das Thema der Frauengeschichtswerkstatt Esslingen. So unterschiedlich die einzelnen Biografien der erforschten Frauen und die Entwicklungen der Frauengruppen auch sind, so zeigt sich dennoch deutlich: ganz egal woher sie kamen ob aus Schlesien, Preußen, Griechenland oder den Philippinen, ob politisch links oder der Mitte zuzuordnen, diese Frauen fanden hier in Esslingen ihren Lebensmittelpunkt und haben die Geschichte dieser Stadt mit gestaltet. Deshalb lautet der Titel dieses Buches „Esslinger Frauen mittendrin im 20. Jahrhundert“. Er zeigt die Dynamik ebenso wie die Beharrlichkeit, mit der Frauen ihre Ziele und Interessen verfolgten. Die Beiträge sind facettenreich und bunt. Der jeweils eigene Stil der Autorin ist beibehalten und nicht zugunsten einer Einheitlichkeit glatt geschliffen. Als Leiterin der Frauengeschichtswerkstatt Esslingen möchte ich mich bei allen Frauen bedanken, die ehrenamtlich zur Geschichte der Stadt geforscht haben und die eifrig diskutiert und dadurch den Recherchen vorangeholfen haben. Besonderer Dank gilt Sabine Schauble für ihr Lektorat. Weiter waren außer den Autorinnen einzelner Beiträge in unterschiedlichen Phasen beteiligt: Christiane Fuchs-Westhauser, Ines Hartmann, Monika Kandler, Maria Reiner, Marianne Rist und Maryon Wieland. Zudem sei all den Interviewpartnerinnen hier herzlich für ihre große Offenheit und Bereitschaft zum Erzählen gedankt. Stets unterstützt wurde die Arbeit vom Stadtarchiv Esslingen, vor allem von Iris Sonnenstuhl-Fekete, die jeden noch so kleinen Hinweis verfolgte und so zum Gelingen wesentlich beitrug. Finanziert wird dieses Projekt von der Frauenbeauftragten der Stadt Esslingen Beate Latendorf, dem Kulturreferat der Stadt Esslingen, der Dr. Fritz Landenberger-Stiftung, der Stiftung Esslinger Kulturpreis und der Stiftung der Kreissparkasse Esslingen-Nürtingen. Die Volkshochschule Esslingen ist Mitveranstalterin und stellt die Räumlichkeiten kostenlos zur Verfügung. Ihnen allen sei hier herzlich gedankt. Den Leserinnen und Lesern verspreche ich eine interessante und spannende Lektüre.

Barbara Michelfelder
Dr. Gudrun Silberzahn-Jandt

Frauen der Südkirchengemeinde

„Man hatte Glück, wenn man in die richtigen Kreise kam.“

- Sechs Frauen erzählen von ihrer Kindheit und Jugendzeit in der Pliensauvorstadt und der evangelischen Gemeinde -

Um 1850 war das heutige Gebiet der Pliensauvorstadt noch weitgehend unbesiedelt. Die Metallfabrik Duderstadt, ein Eiskeller und fünf weitere Gebäude standen auf dem grossen Areal. 1864 wurde eine Eisengießerei eröffnet. Weitere Fabriken folgten, wie die Lederfabrik Roser, die Seifenfabrik Gruner und etliche mehr. 1890 wurde mit dem Bau von Wohnungen für die vielen Menschen begonnen, die Arbeit in den Fabriken gefunden hatten. Man baute mehrstöckige Häuser mit Wohnungen unter 100 qm, die sich oft mehrere Familien teilen mussten. An den Hängen, in schöner Aussichtslage wurden einige Fabrikantenvillen und stattlichere Häuser gebaut, in denen Ingenieure und gehobene Angestellte wohnten. Wo heute die Schnellstraße entlang dem Neckar verläuft, entstand eine Barackensiedlung, die von sozial-schwachen, kinderreichen Familien bewohnt wurde, dem sogenannten fünften Stand. Der aufkeimende Kommunismus fand unter der Arbeiterschaft viele Anhänger. Die Pliensauvorstadt, im Volksmund auch „Zigeunersinsel“¹ genannt, wird in der Magisterarbeit von Marliese Gottschlich ein „benachteiligter Stadtteil“² genannt. Seit 1909 gab es eine Pfarrversweserei für die evangelische Bevölkerung, die sich schon seit einiger Zeit in den Räumen der Kleinkinderschule traf. 1914 baten die Gemeindeglieder das Evangelische Konsistorium (der König war zugleich

„Zigeunersinsel“
oder „benachteiligter
Stadtteil“ genannt

¹ Auf dem Gebiet der Pliensauvorstadt gab es schon zu Reichsstadtzeiten ein Lagerplatz für „fahrendes Volk“, der bis in die sechziger Jahre des 20. Jahrhunderts bestand.

² Gottschlich, Marliese.: „Benachteiligte Stadtteile – Untersuchung am Beispiel der Pliensauvorstadt in Esslingen.“ Unveröffentlichte Magisterarbeit Stuttgart 2000. StAE, Inv.Nr. 15097 A 7/143.

Landesbischof), eine Kirche bauen zu dürfen, denn das „Kinderschule“, Treffpunkt der stattlichen Gemeinde, war für die vielfältigen Aktivitäten, darunter auch eine blühende Jugendarbeit, schon längst zu klein geworden. Doch diese Bitte sollte sich erst lange nach dem Ersten Weltkrieg erfüllen. Als 1926 die neue Kirche eingeweiht wurde, bot sie endlich Platz für alle Bedürfnisse.

Der Jungfrauenverein

In einem Pfarrbericht von 1925 heisst es: „In der Südkirchengemeinde ist der Junglingsverein und der Jungfrauenverein ins Gemeindegliedergliedert und wird unter der Leitung von Pfarrer Riethmüller ganz von freiwilligen Kräften betrieben. Beide Vereine üben sichtlich mehr Zugkraft aus, als die von Berufarbeitern geleiteten Jugendvereine in der Stadt.“ Weiter ist zu lesen: „Mit der Kinderzucht steht es teilweise schlimm, besonders klagen darüber die Religionslehrer in der Pliensauvorstadt, wo in den städtischen Baracken und Mietskasernen viel Gesindel vom 5. Stand untergebracht ist.“³

Mit der Kinderzucht steht es teilweise schlimm

Sechs Frauen, die ihre Kindheit und Jugend in der Pliensauvorstadt verbrachten, erinnern sich an die Zeit in der dortigen evangelischen Kirchengemeinde, durch die sie entscheidend geprägt wurden. Es sind:

- Elise Schnürle (geb.1911),
- die Schwestern Faber, Ruth (geb.1914) und
- Erika verh. Blumenstock (geb. 1920),
- Gertrud Eberspächer verh. Schmid, (geb.1923),
- die Schwestern Kühnle, Adelheid verh. Wierland (geb. 1920) und
- Margarete verh. Endreß, (geb.1923).

Elise Schnürle und Ruth und Erika Faber waren Mitglieder in dem von der Fabrikantentochter Roser geleiteten Jungfrauenverein. In späteren Jahren wurde der dann zum Mädchenkreis, den Elise Münzenmayer übernahm, Gertrud Eberspächer war viele Jahre Kinderkirchhelferin. Die Schwestern Kühnle, Adelheid und Margarete verh. Endreß waren der Gemeinde auf vielfältige Weise verbunden. Nach der Machtergreifung musste die gesamte Jugendarbeit in die Hände der Nationalsozialisten übergeben werden und der Mädchenkreis existierte offiziell nicht mehr. Die entstandene Gemeinschaft konnte jedoch nicht zerstört werden. Die



Die Schwestern Faber

jungen Mädchen und Frauen trafen sich weiterhin inoffiziell in der fensterlosen Teeküche der Kirche, aus der kein Licht nach außen drang und entwickelten ein besonderes „Wir-Gefühl“.

Ruth Faber und Elise Schnürle erinnern sich gern an die Zeit im Jungfrauenverein. Es war eine stattliche Gruppe, zu der auch Frieda Diem gehörte, ein geistig zurückgebliebenes Mädchen. Elise Schnürle wurde in der Vorstadt geboren und lebt auch heute noch dort. Bis ins hohe Alter sang sie im Kirchenchor und ihre enge Beziehung zur Gemeinde blieb über all die Jahre bestehen. Sie war Arzthelferin und kam oft spät nach Hause. Deshalb konnte sie nicht ganz regelmäßig am Jungfrauenverein teilnehmen. Um so mehr freute sie sich, wenn sie die gute Gemeinschaft erleben konnte. Es war eine beschauliche Welt. Ablenkung durch die Medien Radio und Fernsehen gab es noch nicht und das Beisammensein war das Wichtigste.



Besuch bei Frieda Diem in Winnenden
Im großen Kreis saßen die Mädchen
strickend an Tischen und Fräulein 1. von links Gertrud Eberspächer

³ Landeskirchliches Archiv Stuttgart, Bestand Dekanat Esslingen Nr. 748.

Roser las aus einem Buch vor.

Wenn der junge, gutaussehende Pfarrer Otto Riehmüller kam, legten sie das Strickzeug zur Seite und es wurde gesungen. Höhepunkt im Jahr war der Ausflug am Ostermontag. Zu Fuß wanderten die Mädchen zur Anstalt Stetten und waren glücklich, wenn sie den Behinderten mit den mitgebrachten Zuckerhasen und Schokoladeneiern eine Freude bereiten konnten. Ein Besuch bei Schwester Barbara im Beutelsbacher Mutterhaus, die ihre Kinderschwester im Kindergarten gewesen war, rundete das Programm ab. Zu Weihnachten besuchten die jungen Mädchen mit einem kleinen Weihnachtsbaum und brennenden Kerzen Alte und Kranke in der Gemeinde. Der Gesang der Mädchen war eine willkommene Abwechslung und die Leute freuten sich darüber sehr.

Aus dem Kreis heraus wurde ein „Chörle“ gebildet, das dreistimmige Lieder einstudierte. Es gelang sogar, die Kindersinfonie von Haydn einzustudieren und aufzuführen, was alle mit großem Stolz erfüllte. Ihr Gesang war häufiger Programmpunkt bei vielen Gemeindeveranstaltungen, öfter auch einmal bei einer Hochzeit.

Pfarrer Otto Riehmüller zog Junge und Alte in seinen Bann. Er setzte sich für den Bau der Südkirche ein, die 1926 eingeweiht wurde und deren wuchtiger, mit expressionistischen Elementen versehener Bau über die Stadtgrenzen hinaus bekannt wurde. Er war ein guter Prediger und aus anderen Gemeinden Esslingens kamen Leute „über die Brücke“, um ihn zu hören. Das förderte das Selbstbewusstsein der Gemeinde, hatte doch die Pliensauvorstadt kein hohes Ansehen in der übrigen Stadt. 1928 kam Pfarrer Paul Schmidt als Nachfolger von Pfarrer Riehmüller in die



Der Jungfrauenverein und Pfarrer Riehmüller bei dessen Verabschiedung

Gemeinde. Ebenso wie sein Vorgänger verstand er es, die Menschen zu fesseln und für eine Sache einzunehmen. Über dreißig Jahre blieb er Pfarrer an der Südkirche, ganze Generationen hatte er getauft, konfirmiert und getraut und sich das Vertrauen und die Wertschätzung der Gemeinde erworben. Seine politischen Überzeugungen setzten Maßstäbe in der Gemeinde, die auch die sechs jungen Frauen bestimmten.

1929 konfirmierte er Ruth Faber in der neu erbauten Kirche. Nach der Konfirmation ging auch sie in den Jungfrauenverein. Mit den Eltern und den Zwillingsschwestern Erika und Annemarie war sie, acht Jahre alt, in das großeltherliche Haus gezogen. 1871 gebaut, ist es eines der ältesten Häuser der Vorstadt, in dem heute noch ihre Schwester Erika wohnt. Ihre Großmutter hatte Grundstück und Baugeld mit in die Ehe gebracht. Nun war sie verwitwet und alt geworden. Die Familie wollte sie nicht allein lassen, sondern für sie sorgen. Ruth, ihre Schwestern und der 1927 geborene Bruder Eberhard erlebten mit der geliebten Großmutter eine glückliche Kindheit. Sie waren wohlvertraut mit den Nachbarkindern. Auf den vielen, noch ungebauten Flächen gab es reichlich Platz zum Spielen. Sonntags gingen sie gemeinsam zur Kinderkirche im Kinderschule und im Sommer traf sich Alt und Jung zum Gottesdienst und manchem fröhlichen Fest in Macks Wäldle. Die evangelischen Kinder besuchten die 1913 gebaute Volksschule.

Die Kinder kannten die sicheren Badeplätze und wussten, am dritten Gumpen war es ungefährlich.

Die katholischen Kinder mussten über die Brücke in die Stadt zur Waisenhofschule. Im Sommer lud der Neckar zum Baden ein. Die Kinder kannten die sicheren Badeplätze und wussten, am dritten Gumpen (Steinbogen der Pliensaubrücke) war es ungefährlich. Die Badesaison wurde so lang wie möglich ausgedehnt und auch kühle Wassertemperaturen konnten sie nicht schrecken. Ruth war eine begabte Schwimmerin und konnte eine Klasse in der Volksschule überspringen. Danach besuchte sie, wie später auch ihre Zwillingsschwester, die Mädchenrealschule in der Neckarstraße. Nach der Mittleren Reife ging Ruth auf die Oberrealschule und machte dort ihr Abitur und erwarb nebenbei noch ihr Latinum. Die Schwestern besuchten nach der Mittleren Reife die Handelsschule. Es war selbstverständlich für sie, dass jede einen qualifizierten Beruf erlernte.

Politische Auseinandersetzungen

Die zwanziger Jahre waren überall im Land bestimmt von großen politischen Auseinandersetzungen. In öffentlichen Versammlungen, an denen manchmal auch Pfarrer Riehmüller teilnahm, prallten die Meinungen

der bürgerlich geprägten Gemeindeglieder mit denen der Kommunisten hart aufeinander. Ein Teil der Bevölkerung gehörte der kommunistischen Partei an oder war von ihrer Lehre überzeugt. Doch im Alltag kam man miteinander aus, wenn auch das eine oder andere Elternpaar die Kindern anwies, auf die andere Straßenseite zu gehen, sollte ihnen ein Kommunist entgegenkommen.

Als Pfarrer Schmidt in die Gemeinde kam, versuchte er, für alle da zu sein. Margarete Kühnle erzählt von ihren kommunistischen Nachbarn, die ein Kind bekommen hatten. Sie waren aus der Kirche ausgetreten, aber die Frau machte sich Sorgen, weil ihr Kind nun nicht getauft werden konnte. Mutter Kühnle bot der Frau an, mit Pfarrer Schmidt zu sprechen. Der taufte den kleinen Jungen und Frau Kühnle übernahm das Patenamnt. Die Kirchenordnung übergab er damit großzügig und lehnte es auch nicht ab, exkommunizierte Katholiken kirchlich zu beerdigen.

In der Familie Kühnle wurde sorgsam darauf geachtet, dass die beiden Töchter sich nicht als etwas Besseres fühlten.

Schon zu Beginn der Amtszeit von Pfarrer Schmidt kam es zu heftigen Auseinandersetzungen zwischen den erstarkenden Nationalsozialisten und den Kommunisten, die das eine oder andere Mal in Schlägereien gipfelten. Pfarrer Schmidt machte aus seiner kritischen Haltung den Nationalsozialisten gegenüber keinen Hehl und eine ganze Reihe von Gemeindegliedern stärkte ihn dabei den Rücken. Teilnehmerinnen des Mädchenkreises, der Kreis der Kinderkirchhelferinnen und andere Jugendliche lebten dies mit und bildeten sich entsprechend ihre Meinung.

Adelheid und Margarete waren die Töchter von Heinrich Kühnle, ein leitender Angestellter, der als ehrenamtlicher Kirchenpfleger für die Finanzen der Südkirche verantwortlich war, was durch den Bau der Kirche einen großen Teil seiner Freizeit in Anspruch genommen hatte. Engagiertes Handeln war für alle Familienmitglieder selbstverständlich. In der Familie Kühnle wurde sorgsam darauf geachtet, dass die beiden Töchter sich nicht als etwas Besseres fühlten. Adelheid und Margarete besuchten wie alle ihre evangelischen Altersgenossinnen die Volksschule in der Pliensauvorstadt. Hier freundete sich Margarete auch mit Mädchen an, die zu den weniger privilegierten in ihrer Klasse gehörten. Sie besuchte diese oft zu Hause in den Mietskasernen und in der Barackensiedlung. So bekam sie schon früh einen Eindruck davon, wie beengt viele von ihnen wohnten, wie sparsam sie leben mussten und wieviel schlechter ihre Chancen waren. Das schärfte ihr soziales Gewissen. Auch sorgte der Vater dafür, dass sich die Schwestern nicht zu gut dazu waren, einfache Arbeiten zu verrichten. Als ihr Vater einmal ein paar ausgediente

Essigfässer bekam, die sich vorzüglich als Regentonnen für seinen Garten im Mützentreis eigneten, wurden diese auf einem Leiterwagen vom Vater und der Tochter Margarete in den Garten transportiert - eine Arbeit, die vielen für einen leitenden Angestellten und seine Tochter nicht standesgemäß erschien. Auch wenn die Tochter sich ein wenig genierte, so sollte ihr doch bewusst gemacht werden, dass jede Art von Arbeit für jedermann recht ist. Als sie dann in die Mädchenoberschule kam, hätte sie so gern wie ihre Mitschülerinnen auch die noch kurze Zeit übliche Schülermütze getragen, die sie als Oberschülerin ausgewiesen hätte. Das aber erlaubte der Vater nicht, denn, so meinte er, man solle sich nicht durch äußerliche Zeichen hervortun. Ähnlich erging es der Schwester Adelheid mit dem goldenen Haarreif, den die Mitglieder des Bibelkreises in der Stadt zum Zeichen ihrer Zusammengehörigkeit trugen. Der Vater meinte, dies könne als dünkelnhaft gelten und passe nicht in die Vorstadt. So musste auch sie auf den begehrten Schmuck verzichten.

Machtübernahme der Nationalsozialisten

Zu Beginn der Machtübernahme durch die Nationalsozialisten am 30. Januar 1933 waren Elise Schnürle und Ruth Faber junge Frauen. Ruth Faber hatte gerade ihr Abitur gemacht, und das dem Studium der Pharmazie vorgeschaltete Praktikum führte sie an verschiedene Orte in Württemberg. Obwohl erst ab dem Jahrgang 1920 das Pflichtjahr obligatorisch wurde, musste sie ein Vierteljahr zum Arbeitsdienst. Die enge Beziehung zur Familie und der Heimatstadt blieb immer bestehen, auch als sie in Tübingen und Marburg studierte und nur aus der Ferne Anteil an den Geschehnissen zu Hause nehmen konnte. Während der ersten Semester mussten die Studenten/innen entweder in der Fabrik oder in der Landwirtschaft arbeiten. Ruth, die etwas von der Welt sehen wollte, entschied sich für die Landwirtschaft und kam nach Ostpreußen.

Elise Schnürles Erinnerungen

Elise Schnürle erlebte diese Zeit in der Pliensauvorstadt. Sie erinnert sich daran, wie schon bald die ersten Kommunisten verhaftet, auf Lastwagen verfrachtet und in das Konzentrationslager auf den Heuberg gebracht wurden. Wenn man auch nicht derselben politischen Überzeugung war, so fühlte man doch stark mit ihnen und ihren Familien, denn es gab ja viele gute menschliche Beziehungen und jeder wusste, dass zum Beispiel der Kommunist Rueß und viele andere „rechte“ und tüchtige Leute waren. Auch als später die ersten Behinderten verschwanden und

umgebracht wurden - angeblich waren sie an Lungentzündung gestorben - habe man schon gehant, was passierte. Zu den Ermordeten gehörte die bereits erwähnte Frieda Diem, die regelmäßig von einer Teilnehmerin des Jungfrauenkreises dorthin mitgebracht worden war. Else Schnürle erzählt von der Mutter einer Behinderten, die ihr Kind, wenn es krank war, nicht mehr zum Arzt brachte, weil sie es vor dem Zugriff der Nazis schützen wollte.

Vernichtung des Pfarrers durch die Gestapo

Schon 1933 wurde Pfarrer Schmidt als Mitglied des „Volkacher Bundes“ das erste Mal von der Gestapo vernommen. Auch darüber wurde in der Gemeinde gesprochen. Im Gottesdienst tauchten immer häufiger uniformierte SA-Männer auf, die das eine oder andere Mal, von der unmissverständlichen Predigt gereizt, laut Türen schlagend die Kirche verließen. In den folgenden Jahren wurde Pfarrer Schmidt immer wieder von der Gestapo zum Verhör geholt und die jungen Leute waren erleichtert, wenn er wieder heimkam.

Der Pfarrer wurde immer wieder von der Gestapo zum Verhör geholt und die jungen Leute waren erleichtert, wenn er wieder heimkam.

Leute waren erleichtert, wenn er wieder heimkam. Er war ja nicht nur ihr Gemeindepfarrer, sondern auch der Vater ihrer Freundinnen, denn seine sieben Kinder waren natürlich auch an allen Unternehmungen der Jugendlichen beteiligt.

1933 waren Gertrud Eberspächer und die Geschwister Adelheid und Margarete Kühnle noch Kinder. Gertrud und Margarete gingen in die Volksschule, Adelheid besuchte die Mädchenoberschule in der Neckarstraße. Die Veränderungen in der Gesellschaft nahmen sie wohl wahr, konnten sie jedoch noch nicht einordnen. Erst im Laufe der Jahre verstanden Margarete und Adelheid Kühnle, warum ihr Vater bekannte Nazigrößen nicht grüßte.

Gertrud Eberspächer hat ihr ganzes Leben in der Vorstadt verbracht. Wenige Wochen nach ihrer Geburt starb der Vater an den Folgen einer Kriegsverletzung, die er im Ersten Weltkrieg erlitten hatte. Mit ihrer Mutter lebte sie im großeliterlichen Haus, wo sie auch heute noch wohnt. Die Gemeinde war immer ein wichtiger Bestandteil ihres Lebens. Dort wurde sie getauft, ging in die Jungeschar, zur Kinderkirche, wurde konfirmiert und später auch getraut. Ihre Mutter hatte schon früh einen Aufauf der Bekennenden Kirche unterschrieben und erlaubte der Tochter nicht zum BDM zu gehen. Gertrud war darüber zuerst traurig, denn sie wäre gern bei den attraktiven Aktivitäten dabei gewesen. Nach der

4 Der „Volkacher Bund“ war eine Gruppe von Theologen, die schon früh gegen nationalsozialistisches Gedankengut Stellung bezogen hatte.

Konfirmation arbeitete sie viele Jahre als Kinderkirchhelferin mit. Vor ihrer Ausbildung musste sie für ein Jahr zum Reichsarbeitsdienst nach Meßkirch. Sie konnte und wollte den Eid, den sie dort auf den „Führer und das Vaterland“ ablegen sollte, nicht sprechen. Zu einer der Leiterinnen hatte sie Vertrauen gefasst und redete mit ihr darüber. Diese machte ihr klar, dass eine Ablehnung nicht ohne Folgen bleiben würde, empfahl ihr aber einen Weg zu suchen, der ihre nonkonforme Haltung nicht sichtbar werden ließ. Vom Arbeitsdienstlager musste sie jeden Morgen um 7.00 Uhr mit dem Fahrrad zu einer Bauersfamilie fahren, bei der sie arbeitete. Dort herrschten sehr einfache Verhältnisse, die sie als Stadtkind nicht gewöhnt war. Der Schmutz und die primitiven hygienischen Zustände machten ihr zu schaffen. Doch auch positive Erfahrungen sammelte sie dort: In der Bauersfamilie war ein Fremdarbeiter beschäftigt. Da es verboten war, Fremdarbeiter am Familienleben teilnehmen zu lassen, sollten sie auch nicht am Tisch mitessen. Die Bauersfamilie richtete sich jedoch nicht nach diesem Verbot. Wenn jemand zur Essenszeit vorbeikam, musste der Mann schnell vom Tisch verschwinden. Drei Tage Urlaub wurden den Mädchen im ganzen Jahr zugestanden. Mit Hin- und Rückfahrt waren das noch nicht einmal zwei volle Tage zu Hause. Nach dem Pflichtjahr machte sie eine Buchhändlerlehre bei der Buchhandlung Paulus, wo sie anschließend auch als Buchhändlerin arbeitete. Wöchentlich traf sie sich zur Kinderkirchvorbereitung mit den anderen

„Ich gehe aber nicht neben Ihnen her,“ sagte sie dem Polizisten, „sonst könnten ja die Leute denken, ich bin eine Kriminelle.“



Konfirmandenabschied 1939

Mitarbeiterinnen. Danach erzählte Pfarrer Schmidt ihnen, was er Neues über Propagandalügen wusste. Ab und zu zog er aus einem Versteck vorbereitete Briefe hervor, die einige der Mädchen dann austrugen. Nach einem dieser Botengänge erschien ein Polizist in der Buchhandlung, fragte nach Gertrud Eberspächer und forderte sie auf, ihn zum Revier am Hafenmarkt zu begleiten. „Ich gehe aber nicht neben Ihnen her,“ sagte sie dem Polizisten, „sonst könnten ja die Leute denken, ich bin eine Kriminelle.“ So gingen sie hintereinander zur Wache, wo sie über ihre Botendienste befragt wurde und dann, glücklicherweise nur mit einer Ermahnung versehen, wieder an ihre Arbeitsstelle zurückkehren konnte. Schlechter erging es zwei anderen Mädchen, die wegen dieses Botendienstes ihre Arbeitsplätze verloren und sich mit einer einfacheren Arbeit begnügen mussten. Nach dem Krieg traf Gertrud die Tochter des Polizisten. Sie erzählte ihr, ihr Vater habe immer versucht, solche Fälle an sich zu ziehen, um dafür sorgen zu können, dass sie relativ glimpflich ausgingen. Der Kinderkirch-Helferkreis blieb weiterhin der Treffpunkt der Freundinnen. Ein Heimweg konnte eine recht lange Angelegenheit sein. Erst begleitete man die Freundin, die weiter weg wohnte, ein Stück des Weges. Diese kehrte dann wieder mit um, denn nun war ja der andere Heimweg länger. Es gab ständig noch etwas zu bereden und sie konnten sich so schlecht trennen. Zuhause wusste die Mutter schon Bescheid und wunderte sich längst nicht mehr.

Juden im Pfarrhaus

Die politische Überzeugung ihres Gemeindepfarrers war den Mädchen bekannt. Aber noch etwas anderes „wussten“ sie, zumindest ahnten sie es: „Im Pfarrhaus werden Juden versteckt!“ Ja, man redete sogar von einem raffiniert verborgenen Wandschrank, der zur Not den Gefagten Unterschlupf bieten konnte. „Wir wussten es, aber es hat ihn nie jemand verraten,“ sagen die Frauen heute. Nach dem Krieg beschrieb Max Krakauer in seinem Buch „Lichter im Dunkel“⁵, wie er und seine Frau zu Fuß, mit der Straßenbahn und in Vorortzügen von einem württembergischen Haus zum anderen – in der Mehrheit waren es Pfarrhäuser – unterwegs waren. Dabei war er auch im Hause Schmidt zu Gast und berichtet davon, wie Pfarrer Schmidt ihn sogar zum Bahnhof begleitete. Die flüchtigen Juden konnten nie lange an einem Ort bleiben, denn ein unbekanntes Gesicht erweckte eventuell die Neugier und hätte zu unerwünschten Fragen geführt. Ohne die Hilfe und Unterstützung seiner Frau Maria Anna wäre

es Pfarrer Schmidt nicht möglich gewesen, diesen Menschen zu helfen. Sie war es, die den großen Haushalt führte und dafür sorgte, dass die alltäglichen Bedürfnisse befriedigt wurden. Mehrere Wochen beherbergte die Familie eine Berliner Jüdin. Frau Schmidt berichtet: „Wir waren mit unseren sieben Kindern, einem ausgebliebenen alten Ehepaar und zwei in die Familie aufgenommenen Studenten eine große Hausgemeinschaft. Frau M. konnte sich frei bewegen, wovon sie in der für sie und uns genannten Lage manchmal fast zu unbekümmert und weitgehend Gebrauch machte. Auch brachte mich ab und zu beim Einkaufen die Frage nach den Lebensmittelkarten unseres weiteren Gastes in eine heikle Situation. Gottlob ging trotzdem alles gut.“⁶

Keine Ehrung der Pfarrfrau Marianne Schmidt

1978 wird dem Regierungspräsidium in Stuttgart vorgeschlagen, Marianne Schmidt das Bundesverdienstkreuz zu verleihen. Mit Schreiben vom 20.12.1978 kommt von dort folgende Antwort: „Nach den Ausführungsbestimmungen zum Statut des Verdienstordens der Bundesrepublik Deutschland vom 20. Dezember 1966 in der Fassung vom 20. Dezember 1972 können Verdienste aus der Zeit der Gründung der Bundesrepublik Deutschland mit der Verleihung des Verdienstordens nur in Verbindung mit Verdiensten gewürdigt werden, die nach dem 23. Mai 1949 erworben wurden.“⁷

Die jüdische Schulkameradin Ruth Gold

Als Margarete Kühnle ins Gymnasium ging, entwickelte sie ein feines Gespür für die Haltung ihrer Lehrer. Ihr Religionslehrer war Deutscher Christ, der im Unterricht die Rassenideologie der Nationalsozialisten verbreitete – Ansichten, denen sie und einige ihrer Freundinnen mit Ablehnung begegneten. Sie war eine gute Schülerin und überdies auch noch sehr sportlich. Sie glaubt, dass sie dadurch einen größeren Handlungsspielraum als manche andere in ihrer Klasse hatte. Als es den Schülerinnen verboten wurde, mit ihrer jüdischen Mitschülerin Ruth Gold⁸ zu sprechen, beschloss sie mit ihren Freundinnen Ruth Eberspächer und Anna Riedel dieses Verbot demonstrativ zu missachten. Sie sprachen Ruth auf der Haupttreppe im Schulhaus an und verwickelten sie in ein Gespräch, um zu zeigen, was sie von diesem Verbot hielten. Es blieb bei

⁵ Krakauer, Max: *Lichter im Dunkel. Flucht und Rettung eines jüdischen Ehepaares im Dritten Reich*. Neu herausg. von Otto Weirike. Stuttgart 1975.

⁶ SAE, HA 109. Brief von Frau Schmidt vom 16.7.1974 an den Deutschen Koordinationsrat 7 Bbd.

⁸ Kandler, Monika: *Die Frauen der Familie Gold*. In: *Frauenbeauftragte der Stadt Esslingen* (Hrsg.): *Frauen leben Geschichte. Ein Weg durch Esslingen*, Esslingen 1996, S. 34 – 43.

einer einmaligen Aktion, denn Ruth Gold kam schon am nächsten Tag nicht mehr in die Schule.

Kriegsalltag

1937 wurde die allgemeine Wehrpflicht eingeführt. Viele ehemalige Schulkameraden und Mitkonfirmanden wurden eingezogen. Krieg kündigte sich durch manche Vorzeichen an. Als 1939 dann der Krieg ausbrach, wurden die meisten Schul- und Spielkameraden Soldaten. Mehr als die Hälfte der jungen Männer der Jahrgänge 1920 bis 23 kamen aus dem Krieg nicht mehr zurück. Die 16-jährigen Bubben mussten zur Flak. Ulrich Kühnle, geb. 1926, der Bruder von Margarete und Adelheid, kam auf die Neckarhalde zur dortigen Flakstellung. Hier waren sie in Baracken untergebracht. Ihr Kompaniechef war Studienrat, der sie dort auch unterrichtete. Bei Alarm, tags oder nachts, mussten sie die Flak bedienen. Danach wurde Ulrich zur Wehrmacht eingezogen und geriet in Frankreich in amerikanische Gefangenschaft, aus der er kurz vor Weihnachten 1946 heimkehrte.

In den letzten Kriegsjahren verging kaum ein Sonntag, an dem nicht ein Trauergottesdienst stattfand.

Eberhard, der geliebte Bruder der Schwestern Faber war in Michelbach im Internat. Er und seine Schulkameraden kamen zur Flak nach Pforzheim, später dann nach Karlsruhe. Im Januar 1945 wurden die jungen Männer gemustert, nachdem man ihnen das Notabitur gegeben hatte. Die Familie hatte gehofft, dass Eberhard wegen einer Fußverletzung freigestellt werden würde. Doch obwohl er hinkte, wurde er noch an die Front in die Nähe von Stralsund geschickt. Er wurde verwundet und starb im Frühjahr 1945 an seinen Verletzungen. Als die Schwestern nach Jahren versuchten, sein Grab zu besuchen, fanden sie nur ein riesiges Gräberfeld vor. Kein Name, kein Todestag erinnerte an die Toten. Heute noch bewahrt Ruth Faber den Brief von Pfarrer Schmidt auf, in dem er liebevolle Worte für ihren Bruder fand.

Es wurde viel und tief getrauert in diesen Jahren und die Wunden vernarbten nie ganz. In den letzten Kriegsjahren verging kaum ein Sonntag, an dem nicht ein Trauergottesdienst stattfand.

Margarete Kühnle verlobte sich 1943 mit Gebhard Fritz. Er war der Sohn ihres ehemaligen Grundschullehrers Hermann Fritz. Da der nicht in der NSDAP war, wurde er bei der Besetzung der Rektorenstelle übergangen. Darunter litt er sehr. Als er 1940 starb, wurde im Trauergottesdienst besonders auch daran gedacht. Der Kirchenchor sang und Pfarrer Schmidt wählte für seine Ansprache aus dem Buch Daniel folgenden beziehungsreichen Text: „Die Lehrer aber werden leuchten wie des



Gerhard Fritz, Ulrich Kühnle, Hermann Fritz, Maria, Margret, Adelheid, Heinrich Kühnle 1938

Himmels Glanz und die, so viele zur Gerechtigkeit weisen, wie die Sterne immer und ewiglich.“ Nach dem Tod seines Vaters fiel der Sohn Gebhard 1944 in Jugoslawien und Margarete Kühnle verlor ihren Verlobten.

Ruth Faber war nach Abschluss ihres Studiums in verschiedenen Apotheken eingesetzt worden. 1944 arbeitete sie in der Prag-Apotheke in der Nordbahnhofstraße in Stuttgart, das schon mehrfach bombardiert worden war.

Um ihr die tägliche Fahrt von Esslingen nach Stuttgart zu ersparen, bot die Apothekersfamilie ihr ein Zimmer im Haus an. Sie lehnte das freundliche Angebot mit der Begründung ab, sie wolle lieber mit ihrer Familie gemeinsam umkommen, als allein zurückzubleiben. In der Nacht zum 12. September kam es zu einem der größten Luftangriffe auf Stuttgart. Als Ruth Faber am Morgen danach zu ihrer Arbeitsstelle kam, fand sie das Haus völlig zerstört und alle Hausbewohner, die im Keller Schutz gesucht hatten, waren ums Leben gekommen. Die Bergung der Toten war noch im Gange und Ruth Faber musste es miterleben. Sie erlitt einen schweren Schock und hätte die wenigen freien Tage, die man ihr versprach, bitter nötig gebraucht, um sich einigermaßen wieder zu fassen. Aber in der damaligen Zeit war keine Besinnung möglich und die Arbeit ging für sie sofort in einer anderen Apotheke weiter.

Für alle war die Versorgungslage denkbar schlecht geworden. Auf Lebensmittellisten bekam man nur das Allernötigste. Ab und zu gab es eine Sonderzuteilung von „Schwimmseife“, die - leicht und ungepresst - auf dem Wasser schwamm. Ein rarer und begehrter Artikel, der im Hause Kühnle jedoch nicht verwendet werden durfte. Die Seife sei aus den Knochen getöteter KZ-Häftlinge gemacht, sagte der Vater.

Im April 1945 nahmen die Franzosen und Amerikaner Ort für Ort ein. Ruth Faber beschloss am 20. April, die Kirchheimer Apotheke, in der sie gearbeitet hatte, zu verlassen und nach Hause zu gehen. Es fuhr kein Zug mehr und die Schläuche ihres Fahrrads waren so müde, dass sie nicht mehr aufgepumpt werden konnten. Also benützte sie das Rad als Gepäckträger und machte sich zu Fuß auf den Heimweg. Unterwegs begegneten ihr immer wieder Soldaten, die ihre Waffen weggeworfen hatten und versuchten, nach Hause zu kommen. Einige halfen ihr und schoben ihr Rad. Sie taten es gern, denn so wirkten sie unverdächtig und kamen dann vielleicht leichter durch. Als Ruth wohlhalten zu Hause ankam, waren alle glücklich, dass sie beieinander waren. Die Familie besaß noch einen Gutschein für einen Sack Mehl bei der Mühle. Das war ein so wertvolles Gut, dass sie trotz aller Ängste mit dem Leiterwägelchen losfahren, um ihn zu holen. Glücklicherweise und unbeschadet kehrten sie mit diesem Schatz heim, den der Müller noch mit einem

1945 stand an einer der Straßensperren ein einsamer Volkssturmann, der noch immer an den „Endsieg“ glaubte

Sack Spätzle gekrönt hatte. Danach beschloss die ganze Hausgemeinschaft, sich im Faberschen Gartenhaus und dem angrenzenden Schuppen im Mützenreis zu verstecken. Sie hielten den Atem an, als sie nachts auf der Straße die Soldaten vorbeimarschieren hörten. Es war gefährlich geworden auf den Straßen. Am Tag zuvor hatten Franzosen von der Höhe aus auf eine Gruppe von Menschen geschossen, die vor der Bäckerei Bär in der Parkstraße um Brot anstand. Dabei wurden eine Frau getötet und mehrere Menschen zum Teil schwer verletzt. Nun hatte die Bevölkerung in Kellern und Bunkern Schutz gesucht. Eberspächers und Kühnles hatten mit vielen anderen Bewohnern der Vorstadt Zuflucht im Bunker oberhalb der Südkirche gefunden und harrten dort einen Tag und eine Nacht aus. Eine ihrer Schicksalsgenossinnen hoffte noch immer auf die von den Nazis versprochene Wunderwaffe. Um auf die Toilette zu gehen, musste man ins nahegelegene Kirchengebäude. Auf dem Weg dorthin traf Margarete Kühnle Pfarrer Schmidt, der gerade von dem Fabrikanten Riedel die telefonische Mitteilung erhalten hatte, dass die Amerikaner im Anmarsch seien und ihn darum gebeten habe, die örtliche Polizeistation zu informieren. Er bat Margarete, diesen Auftrag zu übernehmen, warnte sie jedoch auch vor den Gefahren und schärfte ihr ein, immer Deckung zu suchen. Sie eilte durch die menschenleeren Straßen und war voll Erleichterung, als sie bei der Polizei ankam. Noch immer gab es an den Ortseingängen vom Volkssturm bewachte Straßensperren. So stand an einer der Straßensperren ein einsamer Volkssturmann, der noch immer

an den „Endsieg“ glaubte und sich weigerte, seinen Posten zu verlassen. Nur mit einer List gelang es der Polizei, ihn weg zu locken. Solche Formen des „Befehlsgehorsams“ hätten eventuell viele Menschen in Gefahr gebracht.

Neue Fremde

Wie die übrige Stadt blieb auch die Pliensauvorstadt von Bomben weitgehend verschont. Wiederaufbau und totaler Neuanfang blieb den Bewohnern erspart. Gerade das aber war der Grund, dass besonders viele Flüchtlinge einquartiert wurden. In jedem Haus musste zusammengetückt werden. Viele Wohnungen wurden ganz geräumt, andere Familien mussten in ihren Wohnungen den Flüchtlingen Platz machen, die in die Stadt strömten. Zeitweise war sogar erwogen worden, die gesamte Pliensauvorstadt zu räumen, was den Einwohnern dank dem späteren Oberbürgermeister Dr. Landenberger und Pfarrer Schmidt erspart blieb. Es kamen besonders viele Letten in die Stadt, die zum grössten Teil in der Pliensauvorstadt wohnten. Auch bei Fabers, Kühnles, Schnürles und Eberspächers gab es lettische Einquartierung. Der lettische Bischof hatte seinen Sitz in der Südkirche und dort kamen und kommen auch heute noch die Letten zum Gottesdienst zusammen.

Zeitweise war sogar erwogen worden, die gesamte Pliensauvorstadt zu räumen

Es galt nun, sich mit den neuen Umständen zurechtzufinden. Die Pliensauvorstadt war kurze Zeit französisch besetzte Zone, die übrige Stadt war von den Amerikanern besetzt. Elise Schnürle und Margarete Kühnle, die beide bei Ärzten in der Stadt arbeiteten, mussten gleich wieder an die Arbeit und brauchten dazu einen Passierschein. Ruth Faber blieb noch einige Wochen bei ihrer Familie. Der Garten wurde bestellt, damit der karge Speiseplan aufge bessert werden konnte. Vor allem aber wartete die Familie auf Nachricht vom Sohn und Bruder. Erst im Spätsommer erfuhren sie von seinem Tod.

1945 lernte Margarete Kühnle einen heimkehrenden Soldaten kennen, Adelheid Kühnle hatte einen alten Jugendfreund wiedergegoffen. Als Familie Kühnle, die schon lettische Einquartierung hatte, noch mehr Leute aufnehmen sollte, beschlossen die Schwestern, schnell zu heiraten. 1946 fand die Doppelhochzeit der Schwestern statt. Nun hatten sie mehr Anspruch auf Wohnfläche und eine weitere Einquartierung konnte dadurch verhindert werden.

Nur langsam gestaltete sich wieder so etwas wie ein normaler Alltag. So viele schmerzliche Lücken waren gerissen worden! Die ständig wachsen-

de Erkenntnis über das Ausmaß des Grauens beschäftigte die sechs jungen Frauen und ließ sie Zeit ihres Lebens nie mehr ganz los.

Im Sommer 2001 besuchte Ruth Faber bei einem Ausflug auf die Schwäbische Alb auch Grafeneck, der Ort, an dem in Württemberg die Tötungsmaschinerie lief, Behinderte unter dem beschönigenden Begriff „Euthanasie“ ermordet wurden. An der dortigen Gedenkstätte liegt eine Liste auf, die die Namen all derer enthält, die hier umgebracht wurden. In dieser Liste fand Ruth Faber auch den Namen ihrer Schulkameradin Berta Schwarz, die mit ihr zusammen in der Grundschule war. Sie habe es ja gewusst, sagte sie, es jetzt aber so schwarz auf weiß zu sehen, sei doch noch einmal besonders schwer. Sie sprach aus, was auch die anderen fünf Frauen so empfanden. Sie sagte:

„Man hatte Glück, wenn man in die richtigen Kreise kam.“

Ingrid Class-Mahler

Lina Böhmerle – Ein Leben in Esslinger Außenbezirken

Lina Böhmerle geborene Maul wurde am Dreikönigstag 1916 in Esslingen, im Stadtteil Rüdern geboren. Sie war die dritte Tochter von insgesamt sechs Mädchen und einem Jungen. Die Familie wohnte in der Esslinger Straße 37 in Rüdern.¹ Der Vater arbeitete in der Maschinenfabrik Esslingen, ihre Mutter war zu Hause. Mit sechs Jahren wurde sie im April eingeschult. Sie besuchte mit 29 weiteren Schülerinnen und Schülern die Volksschule in Sulzgröben. Die Schule machte ihr Spaß und fiel ihr leicht. Sie zählte zu den besten, wobei ihr das Rechnen am meisten gefiel.



Lina Maul, dritte von links mit ihren Geschwistern bei einem Sportfest in RSK
Foto: Privat

¹ Die Esslinger Straße in Rüdern ist die heutige Sulzgröber Straße.



Energiegeladen trug Schauspielerin Madeleine Giese aus dem neuen Buch der Frauenwerkstatt vor: Es spannt einen Bogen von den 20er Jahren über harte Kriegszeiten und der Vertreibung bis in die 60er Jahre hinein
Foto: Bulgrin

20. Jahrhundert aus weiblicher Sicht

— ESSLINGEN: Zeitzeuginnen im neuen Buch der Frauengeschichtswerkstatt

Petra Weber-Obrock

Wer weiß schon, dass es im Zweiten Weltkrieg auch in Esslingen für eine Braut möglich war, ihren gefallenen Verlobten post mortem zu heiraten. Dieses und noch mehr erfährt man in dem neuen Buch der Frauengeschichtswerkstatt. „Esslinger Frauen mittendrin im 20. Jahrhundert“ ergänzt die übliche, von Männern dominierte Geschichtsschreibung um die weibliche Sicht der Dinge. Zur Präsentation des neuen Buches hatte die Frauenbeauftragte der Stadt Esslingen, Beate Latendorf, ins Alte Rathaus geladen. Der Andrang war größer als erwartet, so dass die Stuhlreihen aufgestockt werden mussten. Zum heißen Sommerabend passten auch die karibischen und afrikanischen Rhythmen der Gruppe Femme Drum. Vier Trommlerinnen und eine schwarze Tänzerin umrahmten die Würdigung des Buches mit Powermusik – Trommelklänge als Sinnbild der Befreiung der Frau. Zumindest als Utopie der Freiheit und Lebensfreude existiert sie schon. Das neue Buch zeichnet Lebenswege und Aktivitäten von Frauen in Esslingen in einer Zeit nach, als Emanzipation langsam zum Thema wurde. In akribischer Kleinarbeit

haben die 18 Frauen der Geschichtswerkstatt unter der Leitung der Kulturwissenschaftlerin Gudrun Silberzahn-Jandt zwei Jahre Archive durchforstet, Texte geschrieben und Zeitzeuginnen interviewt. Viele dieser durchweg älteren Damen waren bei der festlichen Präsentation des Buches anwesend. Oberbürgermeister Jürgen Zieger würdigte die ehrenamtliche Arbeit der Autorinnen nicht nur in seiner Rede, sondern auch durch einen Blumenstrauß und ein Präsent. Zeitgeschichte um ihre weibliche Sicht zu ergänzen ist nach Beate Latendorf das Anliegen des neuen Buches. Die Frauen hätten nach zwei früheren Publikationen nun ihr drittes Projekt vorgelegt. Einige engagierten sich schon seit acht Jahren in der Gruppe. Gudrun Silberzahn-Jandt erläuterte kurz den Arbeitsprozess, der dem Entstehen des Buches voranging. Bei diesem Mammutprogramm an Arbeit hätten die Autorinnen der einzelnen Beiträge gleichermaßen Rückhalt und Kritik in der Gruppe gefunden. „Unser größtes Kapital sind die Mitarbeiterinnen.“ Energiegeladen trug die Schauspielerin Madeleine Giese als letzten Programmpunkt einige Texte vor. Durch oft wörtlich wiedergegebene

Interviews besitzen diese eine packende Authentizität. Das Buch spannt einen Bogen von den zwanziger Jahren über die harten Zeiten des Krieges und der Vertreibung bis in die sechziger Jahre hinein, als Krankenschwestern von den Philippinen und Migrantinnen aus Griechenland nach Esslingen kamen. Das Leben einzelner Frauen wie der Journalistin Charlotte Treumann und der Verlegerin Hildegard Schreiber wird beschrieben. Andere kommen in Gruppen zu Wort. So hatte der Jungfrauenverein in der Pliensauvorstadt das Glück, vom Pfarrerehepaar Schmidt einen aufrechten Gang gegenüber den Nationalsozialisten abschauen zu können: passiver Widerstand gegen die Diktatur. Neben der Mühsal, der verlorenen und hier wiedergefundenen Heimat weht in den letzten Kapiteln ein anderer Wind. Der Frauendienst setzte sich für mehr Frauen im Gemeinderat ein und das Frauenzentrum brachte die aufmüpfigen Ideen der zweiten Frauenbewegung in die Stadt. „Die politischen Frauen in Esslingen haben für die Stelle einer Frauenbeauftragten gekämpft,“ sagte Beate Latendorf. Und ohne sie gäbe es keine Dokumentation über das Leben der Esslinger Frauen.

Der dritte Band der Frauengeschichtswerkstatt
Esslingen enthält wieder spannende

Frauenschicksale – dieses Mal aus dem

20. Jahrhundert. Ein wichtiger Beitrag zur Frauen-,

Sozial- und Alltagsgeschichte Esslingens.

Den Frauen auf der Spur

— ESSLINGEN: Neues Buch auch über Migrantinnen

(red) – Das Leben und Wirken von Frauen im vergangenen Jahrhundert – darum geht es im neuen Werk, das die Teilnehmerinnen der Frauengeschichtswerkstatt erarbeitet haben. Vorgestellt wird das Buch mit dem Titel „Esslinger Frauen mittendrin im 20. Jahrhundert“ heute Abend von 19 Uhr an im Bürgersaal des Alten Rathauses.

Die 1996 und 1999 erschienenen Publikationen „Frauen leben Geschichte – Ein Weg durch Esslingen“ und „WeiblichES – Frauengeschichte gesucht und entdeckt“ beschäftigten sich mit dem Leben von Frauen im Mittelalter bis zum 19. Jahrhundert und mündeten in einen Stadtrundgang und in eine Ausstellung im Stadtmuseum. Das neue Buch hat das Leben und Wirken von Frauen im vergangenen Jahrhundert zum Inhalt. Es enthält Biografien von Esslinger Frauen, die

Geschichte von Migrantinnen und auch politischer Frauengruppen.

Die 1995 gegründete Frauengeschichtswerkstatt will Spuren von Frauen sichtbar machen und damit „eine Lücke in der männlich dominierten Geschichtsschreibung“ schließen, wie die städtische Frauenbeauftragte Beate Latendorf betont. Sie und Oberbürgermeister Jürgen Zieger werden heute Abend bei der Präsentation des Buches dabei sein. Passagen daraus trägt die Schauspielerin Madeleine Giese vor. Musikalisch wird der Abend von der Frauen-Percussion-Gruppe „femme drum“ umrahmt.

Das Buch „Esslinger Frauen mittendrin im 20. Jahrhundert“ ist ab morgen in den Esslinger Buchhandlungen, im Frauenbüro (Marktplatz 16), bei der Esslinger Stadtmarketing (Kielmeyer-Haus) und im Aktivbüro der Stadt Esslingen (Neues Rathaus) erhältlich.

